

(Nachdruck verboten.)

4) Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

Plötzlich verhärteten sich seine Züge wieder, und leise kam ein Fluch über seine Lippen. Eine seltsame Gruppe kam ihnen entgegen. Ein alter Mann, dessen Gesicht tief über die Brust gebeugt war, so daß man nur das graue Haar und einen schlecht gepflegten weißen Bart wahrnahm, wurde im Rollwagen geführt. Ein feierlicher Diener lenkte das schwere Gefährt. Doch rechts neben dem Wagen, den kleinen Finger der linken Hand leicht auf die Lehne gestützt, wie um trotzig ihre Zugehörigkeit zu beweisen, schritt hoch angerichtet ein schönes Weib. In dem schwarzen Gewand erschien sie noch größer und schlanker trotz der vollen Büste, welche den schwarzen Atlas spannte. Mit der Rechten hielt sie einen matten Epheumhang und eine volle Marechal-Nièl-Rose fest. Sie ging stolz neben dem Rollwagen her, doch nicht so ruhig, daß nicht bei jedem Schritt ein zierlicher Fuß bis zum Knöchel sichtbar geworden wäre. Aus dem vollen, blaffen Gesicht leuchteten die großen Augen im Abendschein sehnsuchtsvoll hervor. Dunkel hoben die vollen Lippen sich ab.

Beide Herren grüßten zu gleicher Zeit; doch der lächelnde Dank schien nur Richard zu gelten, ihre Augen suchten die feinnigen.

„Sie kennen die Witwe des annoch lebendigen Kommerzienrats Peterßen?“ fragte Bode.

„Es war das erste Haus, in welches mein Vater mich nach meiner Rückkehr einführte.“

Bode schwieg; er zuckte, als wollte er seine Hand unter Richards Arm hervorziehen. Er hatte offenbar den bitteren Ton der Antwort nicht vernommen. Da fügte Richard hinzu:

„Ich will mich fern halten von diesen Kreisen. Die schöne Frau scheint mir ein Symbol für die reiche Gesellschaft des neuen Berliner Westens.“

Bode lächelte, aber er hielt Richards Arm wieder fester.

„Nicht für die ganze reiche Gesellschaft,“ sagte er, „wir wollen nicht ungerecht sein. Nur für die charakterlosen Streber, welche hungrig sind nach Ehre und Geld und welche noch nicht am Ziel angelangt sind oder eben erst anlangen. Es ist Hassners erste Generation.“

Tiefer senkte sich die Dämmerung nieder. Von der nächsten Ecke leuchtete schon eine Gasflamme herüber. Das Gespräch der beiden Männer wurde herzlicher. Bode sprach mit zornigen Scherzen von dem Zwang, seinem wissenschaftlichen Beruf entsagen zu müssen; wie ein Verurteilter ging er seiner Zukunft entgegen, der alles zermalmenden Fabrik der Journalistik, die auch sein armes Gehirn verbrauchen würde.

„Aus mir spricht die Faulheit. Ich werde jetzt täglich ein paar überflüssige Seiten schreiben müssen und hätte mich so gern mein Lebenlang damit begnügt, der Wissenschaft der Geschichte zwei Zeilen hinzuzufügen.“

Auch Richard trug den Schmerz um einen ersehnten freien Beruf mit sich herum. Aus zögernden Worten und verschämten Andeutungen konnte Bode erraten, daß Meißmann eine Oper komponiert habe und nun an seiner Künstlerkraft verzweifelte.

Sie waren bis in die Nähe des Brangelbrunnens gekommen, und eben wollte Richard umkehren, als er Bodes lächelnde Augen nach dem tiefen Dunkel eines Seitenwegs gerichtet sah. Von dorthier erklang fröhliches Kinderlachen. Gleich darauf sprangen zwei Mädchen von etwa fünf Jahren vor, zwischen ihnen eilte ein blutjunges, hübsches Kindermädchen oder vielleicht — das einfache Kattunrädchen mit Schürze und der helle Sommerhut ließen im unklaren darüber — vielleicht eine Kindergärtnerin. Die Stimme, mit der sie die Mädchen ermahnte, war nicht minder hell als die der Kleinen. Sie achtete nur auf ihre Pflöge und die hin und her eilenden Wagen und wäre, ohne aufzublicken, vorüber gekommen. Doch das Kind zu ihrer Linken stieß sie plötzlich an und zeigte auf Bode. Sie blickte herüber, und im Glück erstönd blieb sie plötzlich stehen, ohne die Kinder von ihren Händen zu lassen.

„Guten Abend, Rätche!“ rief Bode, und es zuckte über sein Gesicht wie ein freundlicher Widerschein ihres Glücks. Sie stammelte „Guten Abend“ und eilte weiter. Nur noch einmal, bevor sie die Kinder sorgsam über den Damm führte, wandte sie die strahlenden feuchten Augen nach ihm um.

„Wer war das?“ fragte Richard unwillkürlich.
„Ein hübsches Mädchen, das ich wahrscheinlich lieb habe,“ erwiderte Bode höhnisch. Und er wußte nicht gleich, warum ihm Richard plötzlich warm die Hand drückte.

H.

Arm in Arm lenkten Bode und Richard in den Tiergarten ein und genossen in der milder und milder werdenden Luft die jugendliche Lust, in einander verwandte Seelen zu entdecken. Bode heuchelte mit derben Redensarten völlige Gleichgültigkeit gegen die Musik; doch Richard merkte mit Vergnügen, daß sein Begleiter wie er ein begeisterter Verehrer der alten Meister war und nur von den allerneuesten Trompetern und Paukenschlägern nichts wissen wollte. Vertrauensvoller sprach Richard über seine Oper, erzählte die Handlung des Buches und gab zu, daß es sein stiller Wunsch wäre, sich ganz und gar dieser Kunst widmen zu können.

Von der Kunst und dem Austausch gleicher Gesinnungen über ihre letzten Fragen war es leicht, wieder zu Mitteilungen aus dem eigenen Leben zu kommen. Richard hielt nicht zurück. Er stand vor der Entscheidung; so oder so wollte er sich ein selbständiges Dasein gründen, als Musiker, wenn er den Glauben an sich selbst gewann, als Maschinenbauer in dem Gewerbe seines Vaters, wenn ihm die Ueberzeugung wurde, daß er nur ein Dilettant war. Denn glücklicherweise war er auf der technischen Schule fleißig gewesen und hatte auch in England seine Zeit nicht verloren. Es hätte ihn wenig geschmerzt, seinen künstlerischen Träumen entsagen zu müssen, aber in einer großen Maschinenwerkstatt als Leiter zu arbeiten, oder auch nur als ein Beamter, erschien ihm durchaus nicht als das schlimmste Los. Wenn's mit der Künstlerschaft am Ende doch nichts war, dann wünschte er sich nichts Besseres als den selbstgewählten anstrengenden Beruf, um durch ihn für die Begründung seines Glücks zu schaffen.

Für die Begründung seines Glücks! Natürlich liebte er. Beinahe zum erstenmal, aber sicher zum letztenmal. Er nannte den Namen nicht. Er hatte die Liebe tren und ehrlich nach England mit hinübergenommen und sie fest und unberührt zurückgebracht. Aber die Mädchen! Wer war jemals ihrer sicher? Von ihrer Gesinnung hing alles ab. Die Verwandten würden ihm vielleicht manche Schwierigkeiten machen, doch unübersteigliche Hindernisse waren nicht vorhanden; und wenn er erst seinen eignen Lebensplan klar vor sich liegen hatte, so wußte er auch, wer seine Gefährtin war.

Richard hatte sich in eine ihm selbst befremdliche Offenheit hineingesprochen. Er war schon vierzehn Tage in Berlin, aber es war ihm, als höre er heute zum erstenmal seine Muttersprache wieder reden, als hätte sein Ohr in der Fabrik und zu Hause von seinem Vater immer noch den fremden Klang vernommen. Vielleicht war Richard auch ein wenig schlau, als er dem Doktor Bode von Herzenssachen sprach. Dann wurde auch der andre wohl mitteilbar, und die kaum entsachte und schon wieder erlöschende Eifersucht konnte völlig verschwinden. Ein Geheimnis bestand nun einmal zwischen Bode und Johanna. Welcher Art es war, das wünschte Richard zu erfahren.

Bode mußte an Fräulein von Habenow denken. Doch er glaubte nicht mehr Vertrauen verlangen zu dürfen, als ihm freiwillig entgegengebracht wurde. Nur erwidern durfte er's mit voller Herzlichkeit. So erhielt denn Richard mancherlei Mitteilungen über Bodes Braut. In seiner verbissenen Art machte der Schriftsteller sich über sich selbst lustig, weil er an einem duftigen Frühlingsabend sich hier, nicht weit vom Goldfischteich, in ein kleines Kindermädchen verliebt hätte, eine Kindergärtnerin eigentlich, welche nicht Geld genug besaß, um ihr Examen zu machen; und dann hatte er der Armen, die mit leidenschaftlicher, unterwürfiger Hingebung an ihm hing, einmal die Ehe versprochen, weil ihre Thränen gar so jammervoll über die frischen Wangen hinunterliefen. Jetzt mußte Wort gehalten werden. Nicht aus Liebe zu dem Mädchen, nur aus Achtung vor sich selbst.

Ein langes, sinnendes Schweigen folgte auf die Eröffnungen; dann erinnerten sich beide, daß sie beim Fest erwartet wurden, kehrten auf den Hauptweg zurück und beschleunigten ihre Schritte. Sie sprachen nicht mehr von ihren eigenen Angelegenheiten, aber jeder von beiden hatte das bestimmte Gefühl, in dem andern einen guten Genossen gefunden zu haben. Erst als sie an der Gartenwirtschaft standen, lösten sich ihre Arme auseinander, und wie in eine fremde Welt traten sie ein.

Der Garten hatte sich verwaudet. Die Kesseln, welche von hunderttausend Gasflammen sprachen, hatten wohl nicht stark übertrieben. Die Luft unter den Bäumen war geheizt und bergfist von den kleinen, dichtgedrängten farbigen Flämmchen; an den Umfassungsmauern und über die Wege, längs den Tischen und um die Baumstämme zogen sich in blendenden Reihen die Feuerlinien; und wo bei Tage ein Rasenplätzchen ausgepart war, das, von falschen Muscheln und Blechpflanzen umgeben, einer Theaterdekoration glich, da fladerte nun aus hunderten von grünen Lämpchen der Gasdunst empor und beengte den Atem, aus den künstlichen Blumen züngelten grelle Lichter in rölllichem Scheine und mischten sich mit dem kalten Glanze, der sich hoch über dem Portal von der elektrischen Lampe aus wie märchenhafter Mondschimmer über die dunkelgrünen Baumkronen ergoß.

Die Tische waren schon dicht besetzt von einer lärmenden, einem Rausch entgegengerückten Männergesellschaft. Vode, der viele Persönlichkeiten kannte und von ihren Beziehungen untereinander manches wußte, machte den Erklärer. Das Fest galt ja nicht allein der Eröffnung der Gastwirtschaft, sondern auch der Gründung des neuen Theatergebäudes. Auf dem wüsten Plage zur Rechten, der vorläufig durch ein Flammengitter vom Garten getrennt war, stand schon der Rohbau des weiten Hauses. Man schwankte nur noch, ob darin eine leichtere Oper, die lustige Sommerposse oder ein lockerer Tingeltangel Raum finden sollten. Die Hauptsache war jedenfalls das Bier aus der Brauerei der Familie Gaffner; das sollte in Berlin eingeführt werden.

Nur ein Eisengitter trennte Theater und Bierstank von dem Gärtchen, welches bei dem Vorderhause gelassen worden war. Man hatte sich freundschaftlich in das Hadenow'sche Grundstück geteilt. Das Haus selbst dem Verleger, hinten Garten und Theater dem Gaffner'schen Straßbier. Es war nicht das einzige Mal, daß diese beiden Nächte miteinander gingen. Die „Fanjare“ pries schon seit Monaten in gewaltigen Insuperaten und in kleinen Geschichten des Lokalen Teils das Gaffner'sche Bier als das leichteste und gehaltreichste, als das stärkste und gesündeste Deutschlands.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Naturwissenschaftliche Ueberblick.

Von Curt Grotte wig.

Im Leben der Tiere wie der Pflanzen giebt es viele Erscheinungen, die periodisch wiederkehren. Viele von ihnen hängen mit den periodischen Naturvorgängen im Weltraum und auf unsrem Planeten zusammen. Der Wechsel der Jahreszeiten, die Folge von Tag und Nacht, von Ebbe und Flut, von Regen- und Trockenheitszeiten hat auch die Gewohnheiten der Lebewesen so geregelt, daß wir allenthalben periodischen Erscheinungen begegnen. Diese treten nun aber auch in vielen Fällen auf, wo der Zusammenhang mit der Periodicität der toten Natur nicht nachweisbar ist. Die Brutdauer der Vögel, die Tragzeit der Säugetiere sind möglicherweise auf eine Anpassung an periodische Naturvorgänge zurückzuführen, aber der Zusammenhang mit diesen läßt sich doch nicht mit Bestimmtheit erweisen. Viele periodische Erscheinungen im Leben der Tiere und Pflanzen, wie das Keimen, Blühen und Fruchten der Pflanzen, die Geburt, Brunnzeit, Sterbezzeit der Tiere hängen unzweifelhaft mit den Jahreszeiten zusammen, es läßt sich aber doch zum Beispiel schwer sagen, warum der Storch jedes Jahr um den 24. August seine Wanderung nach Süden antritt, warum die Kornblume jedes Jahr um den 31. Mai ihre ersten Blüten erschließt. In vielen Fällen mag diese Periodicität erblich geworden sein, nachdem sie früher im Einklange mit ganz bestimmten Naturperioden gestanden hat. Denn es ist keineswegs nur der Einfluß der Bitterung und der Wärme, welcher die Lebensvorgänge der Wesen reguliert. Man kann den Samen vieler Pflanzen im Herbst alle Bedingungen, durch die sie sonst zum Keimen gebracht werden, geben, ohne daß sie sich rühren. Sie verharrten eine bestimmte Zeit lang in Ruhe und können erst nach Ablauf der Ruheperiode zu neuem Leben erweckt werden. Das Merkwürdigste in der Innehaltung einer regelmäßigen Periode

leistet aber der sogenannte Palolo-Wurm. Dieses Tier, das zu den Vorsternwürmern gehört, erscheint in einem bestimmten Tag des Jahres in ungeheuren Massen an der Oberfläche des Meeres, während es sonst das ganze Jahr über nicht zu sehen ist. Bei Eintritt des letzten Mondviertels, entweder im Oktober oder im November, taucht der Palolo-Wurm empor, um nach einem Tage wieder zu verschwinden. Diese seltsame Regelmäßigkeit hat schon oft das Interesse der Forscher erregt und erst vor Kurzem hat V. Friedländer im „Biolog. Centralblatt“ (1899 S. 241) diese Frage wiederum erörtert. Der Palolo-Wurm lebt nicht, wie man früher glaubte, in großen Meeresstiefen, er hält sich vielmehr ziemlich weit oben in Korallenböden auf. Er ist an dem Gestein festgewachsen und vermehrt sich hier durch Knospung. Allein Teile von ihm lösen sich, nachdem sie sich in ihrem Körperbau reicher gegliedert haben und geschlechtsreif geworden sind, von dem Vorderstück des Tieres los und eben diese sind es, die unter dem Namen Palolo an einem bestimmten Tage des Jahres an die Oberfläche des Meeres kommen und hier von den Bewohnern der Samoa- und benachbarten Inseln eifrig gefangen werden. Da die Tiere in so ungeheuren Mengen auftreten, daß die ganze Meeresoberfläche einer festen Masse gleicht, so ist ihr Erscheinen ein so auffälliges Naturschauspiel, daß es schon darum die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hat. Auf den Samoa-Inseln und den benachbarten Inselgruppen ist das Auftreten des Palolo-Wurms ein großes Volksfest, bei dem das Tier den Feiertagsbraten abgiebt. Wie ist es nun zu erklären, daß der Wurm an einen bestimmten Tag des Jahres gebunden ist. Würde er jedesmal genau an demselben Tage des bürgerlichen Jahres auftreten, so würde er diese Gewohnheit mit mehreren andern Tieren und Pflanzen teilen, bei denen sich einzelne Lebensvorgänge auch stets an einem und demselben Tage des Jahres abspielen. Ohne Zweifel hängt aber das Auftreten des Palolo-Wurms in irgend einer Weise mit dem Mondjahre zusammen. Es richtet sich aber keineswegs nach dem Mondjahre, denn sonst müßte es sich jedes Jahr um so viel Tage nach vorwärts verschieben. Zwei Jahre hintereinander erscheint der Wurm allerdings jedesmal nach genau zwölf Mondmonaten, im dritten Jahre jedoch nach dreizehn Mondmonaten. Er kann also keineswegs von dem Mondjahre abhängen, denn dann müßte er diesem ganz genau folgen. Es ließe sich denken, daß er zu seiner Entwicklung etwa ein Jahr brauchte, dann aber gegen Ablauf des Jahres sich nach dem Mond richtete, dann würde es sich erklären, warum er einmal zwölf und einmal dreizehn Monate zu seiner Entwicklung beansprucht. Aber auch dann bleibt es unerklärt, welche Art von Einfluß der Mond auf den Wurm haben kann. Man hat gemeint, daß eine gewisse Anzahl von Ebbe- und Flutperioden zwischen je zwei Erscheinungszeiten des Tieres verfließen müßten und dieses also von jenen abhängig sei. Aber auch diese Meinung stimmt mit den Beobachtungen nicht überein. Nun wirkt der Mond auf die Erde außer durch seine Anziehungskraft, welche die Gezeiten veranlaßt, auch durch sein Licht. Aber es ist kaum denkbar, daß der Wurm durch das Licht des Mondes in seiner Entwicklung beeinflusst werden sollte. Dann würde er wohl auch den Vollmond oder den Neumond, je nachdem er lichtsuchend oder lichtfeindlich ist, als Zeit seines Auftretens gewählt haben. Friedländer schließt sich der Ansicht von Arhenius an, der den Einfluß des Mondes auf die Lufterlekticität zu Rate zieht. Diese wiederum soll eine Wirkung auf Vorgänge des organischen Lebens ausüben. Wenn auch durch diese Ansicht darauf hingewiesen wird, daß der Mond gewisse Einflüsse auf die Naturkräfte der Erde besitzt und deshalb wohl auch das Leben eines Tiers regulieren kann, so ist doch eben nicht sicher, ob wirklich dieser Einfluß des Erdtrabantens bei dem Auftreten des Palolo-Wurms in Spiele ist. Nach wie vor bleibt also diese Frage noch ungelöst.

Bei vielen periodischen Lebenserscheinungen von Tieren und Pflanzen sind wir freilich kaum besser daran. Wir wissen aber in vielen Fällen wenigstens Einzelheiten und den Zweck der Periodicität. Daß z. B. viele Tiere periodische Wanderungen unternehmen, hängt damit zusammen, daß sie teils das Klima gewisser Jahreszeiten nicht ertragen, teils während derselben keine Nahrung finden würden. Aber es ist nur in den wenigsten Fällen die eintretende Kälte oder der Mangel an Nahrungsmitteln, der die Tiere zu ihren Wanderungen direkt bestimmt. Denn es ist keine Ueberlegung, welche diese Wesen antreibt, sondern ein Etwas, das einen unmittelbaren psychologischen oder körperlichen Drang auslöst — der Instinkt. Wahrscheinlich tritt selbst bei den Wanderungen der so hoch entwickelten Vögel der Verstand gar nicht in Tätigkeit, denn auch bei der ganzen Reise von uns und zu uns zurück ist es keineswegs das Gedächtnis, welches den Vogel leitet, daß er sein altes Heim wiederfindet. Die Versuche mit Vriestauben haben gelehrt, daß diese Tiere selbst dann ihren Schlag wiederfinden, wenn derselbe während ihrer Abwesenheit weit wegtransportiert wurde. Man glaubt vielfach, daß die jungen Tiere die Reiseroute von den Alten, die sie schon öfters zurückgelegt haben, kennen lernen und daß daher die Kenntnis immer von Geschlecht zu Geschlecht weiter vermittelt würde. Man kann aber diese Ansicht bezweifeln, wenn man die Wanderungen der Aale in Betracht zieht, die aus ganz bestimmten Gründen keine Lehrmeister bei ihren periodischen Reisen haben. Ueberhaupt können diese Wanderungen auch in anderer Hinsicht Aufschluß über das Wesen

periodischer Lebensvorgänge bei Tieren geben. In einer Abhandlung, die jüngst in der „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ (1900, 4. und 5. Heft) erschien, „Die Fortpflanzungsgeichte des Aals“, widmet O. v. Linslow auch den Wanderungen dieses Fisches einen interessanten Teil. Die Lebensgeschichte des Aals ist erst vor wenigen Jahren durch zwei italienische Forscher endgültig aufgeklärt worden, nachdem die Fortpflanzung und die erste Jugendzeit dieses Tieres lange ein wissenschaftliches Problem gewesen war. Jene Forscher entdeckten, daß die unter dem Namen *Leptocephalus brevirostris* seit langem bekannte Larve der Jugendzustand unfressen Aales sei. Der Fisch lebt 4—5 Jahre in unrenn Binnengewässern. So lange braucht er, um geschlechtsreif zu werden. Die Wanderung beginnt mit dem Erwachen des Geschlechtslebens. Aber sie findet stets erst im Spätsommer und Herbst statt. Wenn der Fisch 4 oder 5 Jahre bis zur Geschlechtsreife braucht, so hängt diese Zeit ohne Zweifel mit der Ernährung zusammen. Mancher Aal findet reichlich Futter und schiebt deshalb seine Jugendentwicklung um ein Jahr früher ab. Daß aber gerade mit dem Spätsommer und Herbst, also von einem bestimmten Zeitpunkt des Jahres an die Fortpflanzungsperiode des Aals beginnt, das kann nicht weiter auffallen, denn fast bei jedem Tiere fällt das Geschlechtsleben auf eine ganz bestimmte Zeit im Jahre. Für die Auszucht der Jungen ist ja nicht jeder Teil des Jahres gleich günstig, es ist daher leicht zu verstehen, daß die Fortpflanzungszeit auf einen ganz bestimmten Zeitpunkt rückt, der für das Fortkommen der Jungen, also für die Erhaltung der Art am günstigsten war. Die Wachstumsvorgänge im Körper richten sich in diesem Falle nach der Jahreszeit, ohne daß ein Instinkt dabei wirksam wäre. Nach Abschluß der Jugendentwicklung befällt nun der Aal ein unwillkürlicher Drang zu wandern. Hier tritt der Instinkt deutlich hervor. Wie sich dieser im Innern des Tieres geltend macht, dafür fehlt uns freilich jede Kenntnis. Aber man kann sich vorstellen, daß das erwachende Geschlechtsleben den Aal unruhig mache und daß er eine Erleuchtung empfinde, wenn er stromabwärts schwimme. Jedenfalls müssen von dem geschlechtlichen Drang und dem stromabwärts gleitenden Wasser irgend welche Einflüsse ausgehen, die den Aal zur Wanderung nach dem Meere hin leiten. Es sind hier also die anregenden Ursachen des Instinkts viel leichter sichtbar als bei den Vögeln, deren Wanderinstinkt ohne erkennbare Ursachen auftritt. Und während es noch unklar ist, wie der Vogel die Richtung aufspürt, in welcher das Ziel seiner jährlichen Reisen liegt, ist für den Aal die Richtung ohne weiteres gegeben. Folgt er dem abwärts strömenden Wasser, so gelangt er aus dem Teich in den abfließenden Bach, aus ihm in den Lebensfluß, in den Fluß, den Strom und schließlich ins Meer. Hier zeigt sich auch deutlich, daß die Gemeinschaftlichkeit der Wanderungen bei Tieren ursprünglich eine zufällige, keine instinktive war. Aus allen Zeichen, Seen, Bächen und Flüssen von den Alpen an durch ganz Mittel-Europa wandern die Aale nach dem Meere zu, es ist kein Wunder, daß sie dann an den Mündungen in unzähligen Scharen gesehen werden. Sie sind da gesellig, weil sie gesellig sein müssen. Nachdem die Aale im Meere angelangt, hier mannigfache Körperveränderungen durchgemacht und sich in Tiefen von mindestens 500 Meter gepaart haben, sterben sie hier ab. Die jungen Aale oder Aalstaven bleiben ein Jahr im Meere und machen hier eine Metamorphose durch, also auch hier richten sich die Körpervorgänge nach der Jahreszeit. Erst im nächsten Frühjahr beginnen die Aale ihre Wanderung nach den Binnengewässern. Wieder treibt sie ein Instinkt, denn die jungen Aale können ja dem Beispiel der Alten nicht folgen, da ja alte Aale gar nicht ins Süßwasser zurückwandern. Aber ihr Instinkt ist auch leicht zu verstehen, wenn man annimmt, daß nun das wenig salzhaltige Wasser an den Mündungen der Flüsse und die Richtung der Strömung auf ihr Gefühl irgend einen Reiz ausübt, der sie dazu treibt, das Salzwasser zu fliehen und gegen den Strom zu schwimmen. Der Wanderrück muß für die Tiere ein ganz unwillkürlicher sein, denn die jungen Aale überwinden alle Hindernisse, Felsen, Wehre, selbst Wasserfälle. Sie klettern an Steinen und Holzbarrieren empor, indem sie geschickt jedes Moospolster, jede Unebenheit, jede Ritze benutzen. Mit der übrigen Flüssigkeit, die ihren Körper umgibt, halten sie sich auch an ziemlich steil aus dem Wasser aufragenden Gegenständen fest und selbst wenn viele Tausende, bei dem Verjuche, Barrieren zu übersteigen, zu Grunde gehen, so dienen ihre toten Körper den nachfolgenden als Brücke.

Periodische Vorgänge in der Natur mögen einen ganz gewaltigen Einfluß auf die Gewohnheit und die Gestalten der Lebewesen gehabt haben, ohne daß allerdings die Spuren davon heute immer nachzuweisen wären. Eine der merkwürdigsten Pflanzengruppen, die Pflanzen, die den Ameisen Raum zu Wohnungen geben, verdanken ihre Entstehung nach einer Theorie, welche A. Buscalioni und P. Huber jüngst in den Beihften des Botanischen Centralblattes entwickelten, periodischen Naturgewalten. Es giebt in Brasilien sehr viele solcher Pflanzen, die in Symbiose mit den Ameisen leben. Während sie den sterbteren geeignete Hohlräume als Aufenthaltsort gewähren, beschützen diese Tiere die Gewächse vor den verheerenden Angriffen der Blattschneider-Ameisen, die eine wahre Geißel für jene Länder bilden. Nun haben aber die beiden Forscher beobachtet, daß es sehr viele Ameisenpflanzen gerade auf den periodisch überschwemmten Inseln und den Uferniederungen des Amazonasstroms giebt, wo keine Blattschneider-Ameisen vorkommen. Ueberhaupt wurden solche ameisenfreundliche Gewächse vorwiegend an periodisch überschwemmten Orten gefunden.

Da nun früher das Amazonengebiet wahrscheinlich noch weit mehr Ueberschwemmungen ausgesetzt war, so meinen die beiden Forscher, daß die Ameisen zur Zeit jener Ueberschwemmungen sich auf die Pflanzen gerettet und dabei solche bevorzugt haben, welche auch ihren Larven geeigneten Unterschlupf gewährten. Da die Ameisen die Pflanzen wahrscheinlich gegen Angriffe von allerhand Tieren beschützten, so bildeten sich die ursprünglich zufälligen Schlupfwinkel an den Pflanzen zu einer Art Wohnräume um, und außerdem förderten sie die Ameisen durch Absonderung von Nahrungstoffen. Auch da, wo die Landschaft später trocken wurde, erhielten sich die Ameisenpflanzen, da ihnen das Bündnis mit den Ameisen gegen die Blattschneider-Ameise besonders wertvoll wurde. Die meisten Ameisenpflanzen blieben freilich auf die Distrikte beschränkt, die periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Die Theorie der beiden Forscher ist jedenfalls recht einleuchtend, es ist sehr wahrscheinlich, daß wie in so vielen andren Fällen auch hier die in regelmäßiger Folge wiederkehrenden Naturereignisse den Anstoß zur Entstehung neuer Formen und Lebensgewohnheiten gegeben haben. —

Kleines Feuilleton.

— Die wendische Mittagsgöttin. Nur bei wenigen der weiblichen slavischen Gottheiten ist die göttliche Natur ins Geistesliche verwandelt worden. Es gilt dies hauptsächlich von der Pischesponiza, der Mittagsgöttin, deren Andenken in den altersgrauen Mochbüten noch immer ein silbes, heimliches Mhl behalten hat und die im Spreewald verborgene Dörfer mit einem besonderen romantischen Schimmer umweht. Der Wende denkt sich, schreibt E. Müller in der „Leipziger Zeitung“, die Pischesponiza, die Mittagsschleiche, Mittagsschleiche oder Mittagsfrau als ein weibliches, großgewachsenes Wesen mit flachsblauen, bannenden Augen und ahnengelben Haaren, welches zur heißen Jahreszeit in der Mittagstunde auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Umgeben mit wallenden, weißen Gewändern, im Arm ein Bündel Flachs, in der Hand eine Sichel haltend, tritt die seltsame Erscheinung unerwartet vor diejengen Personen, welche es versäumen, die Feldarbeit zu unterbrechen und heimzukehren. Den Ueberraschten, namentlich den Frauen und Mädchen, legt sie unausgesetzt Fragen über den Aufbau des Flachs und das Leinwandweben vor. Gelingt es den Scharf ins Verhör genommenen und geängstigten Personen wirklich, alle Fragen recht zu beantworten und die Zeit bis zwei Uhr durch fortwährendes Gespräch mit der Mittagsgöttin auszufüllen, so erweist sich die Pischesponiza nachlos und verschwindet. Rettet sich jemand auf diese Weise, so sagt sie wohl: „Das hat Dich der Teufel gelehrt!“ Bei einem heranziehenden Gewitter verschwindet sie plötzlich. Wissen die Geängstigten jedoch die gestellten Fragen nicht sogleich zu beantworten oder reißt ihnen der Faden der Rede, so sind die Bitternden dem Tode verfallen oder unheilbarem Sickness; wenigstens aber verurteilt ihnen die Pischesponiza die heftigsten Kopfschmerzen. „Du fragst ja wie die Mittagsgöttin“, ist eine sprichwörtliche Redensart, die man häufig in den Spinnstuben vernahmen kann. So ist die Pischesponiza die wendische Ephyng, das Doppelsymbol der Weisheit und des Todes, die gleich der böotischen Ephyng des Oedipus die Menschen zu Tode examiniert. In der Anschauungsweise des wendischen Landvolks erscheint die Mittagsgöttin ebenso bedeutungsvooll und unheimlich, wie die mittlernächliche Stunde mit all ihren Spulgestalten. „Die Pischesponiza wird auf Dich kommen!“ ist ein Ruf, den alle in der mittäglichen Gultigkeit Arbeitenden zu hören bekommen. Und wer zu später Mittagstunde vom Felde heimkehrt, der muß nicht selten die Worte hören: „Seht, da kommt die Mittagsschleiche!“ So erweist die sommerliche Pischesponiza sich als Schutzgeist der Feldarbeiter und als Schredgespenst für alle diejenigen, die aus Geiz oder Hartherzigkeit ihrem Gesunde und sich selber während der größten Sommerhitze keine Ruhe gönnen, und besonders für die Frauen, welche um diese Zeit sich daheim mit der Zubereitung des Mittagmahls und der häuslichen Wirtschaft befassen sollen. —

— Der Krieg gegen die Wanderratte. Die „Vossische Ztg.“ schreibt: In Dänemark war seiner Zeit ein Vernichtungskrieg gegen Ratten ins Werk gesetzt worden; dieser war wesentlich dem Ingenieur Zuschlag zu danken, der überall im Lande die Aufmerksamkeit der Bevölkerung und Behörden auf diese schädlichen und gesundheitsgefährlichen Nagetiere lenkte. Aus den Mitteilungen, die Zuschlag jetzt über den Rattenkrieg giebt, ist ersichtlich, daß während des achtzehnjährigen Vernichtungskrieges, der in Kopenhagen geführt wurde, 100 000 Ratten oder täglich 925 erlegt worden sind. Die gefährliche Wanderratte wird zuerst im Jahre 220 n. Chr. erwähnt. Im Jahre 1753 erschien sie in Paris, wo sie so gut gedieh, daß die Stadtverwaltung schon Ende des Jahrhunderts Maßnahmen zur Ausrottung der Tiere treffen mußte. Bei einer einzigen Razzia wurden 16 000 Stück getötet. Etwa um 1800 war die Wanderratte über ganz Deutschland verbreitet, und zu ungefähr derselben Zeit war sie auch in Dänemark und Schweden aufgetaucht. In Schweden wie in Norwegen ist sie bis in die nördlichsten Gebiete verbreitet. Ueberall hat sie mit dem Recht des Stärkeren die weit unschädlichere schwärze Ratte verdrängt. Diese ist hauptsächlich Vegetarianer, was gegen die Wanderratte alles spricht. Im Herbst und Winter vertilgt sie große Mengen Getreide und Wurzelschichte, und im Frühjahr

stellt sie den Ruchvögeln und deren Jungen und Eiern nach, auch Hühner, ja selbst größere Haustiere, wie Schweine, sind nicht vor ihr sicher. —

Litterarisches.

— **Masurenblut von Frij Slowronnek.** Vita. Deutsches Verlagshaus. Berlin. Ein ausgezeichnete Beitrag zur Heimatkunst und zur Kunst überhaupt. Das Buch verdient bekannter zu sein, als es thatsächlich ist. Gleich die erste Erzählung, die der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat, ist ein Prachtstück realistisch-er Kunst. Der Dichter weiß satt und stark zu schildern, ohne doch in ermüdende Breite zu fallen. Er verschleiert nichts, verhüllt nichts, leugnet nichts, gefällt sich aber auch nicht darin, das Häßliche noch häßlicher erscheinen zu lassen. Vor allem hat er einen distreten und eben darum so feinen Humor. Wenn er die unteren Volksklassen seiner Heimat schildert, die von Schnaps, Brot und Kartoffeln leben, treibt er keine sentimentale Schönfärberei. Er spricht aus, was ist — weiß aber trotzdem diese Menschen, die dem Fremden wie eine gleichartige, trüblich verkommenen Menge erscheinen müssen, in ihrer Eigenart und ihren Schrägen zu fassen. Er hält keine sociale Strafpredigt; er stellt dar ohne Scheu, aber nicht ohne Wärme, wie jemand, der an dem Volk seiner Heimat hängt. Er verbirgt nicht die Alkoholpest, die dort im Reich der Armut wüthet; er hat aber Sinn für den manchmal grotesken Humor, von dem selbst diese Stufe des Daseins nicht verlassen ist. Das offenbart sich in der bereits genannten ersten Erzählung, das offenbart sich in „Dießlos Flitterwochen“ und schließlich auch in der „Edelmännsmutter“, obwohl der Grundton hier tragisch ist. Als mißlungen möchte ich „Finkens Fall“ bezeichnen. Der Dichter hat nicht verstanden, die kleinstädtischen Typen so bestimmt zu individualisieren, wie die ländlichen. Die Farben sind blaß und verwaschen. Es sind die Kleinstädter, denen wir bereits hundertmal begegnet sind und denen wir zu unserm Leidwesen wohl auch in Zukunft häufig begegnen werden. Dagegen spricht aus dem Motiv wieder der ganze Dichter. „Finken“ ist nämlich eine kleine etwas verwachsene Rähmamsell, von der die Honoratioren der Kleinstadt in Bezug auf Modestragen völlig abhängig sind. Demgemäß wird sie in allen möglichen Formen verhätschelt und gefeiert. Eines Tags passiert ihr aber etwas Menschliches, d. h. sie wird — mit Verlaub zu sagen — schwanger und nun verändert sich natürlich die Situation mit einem Schlage. Man sollte meinen, daß ein solcher Stoff für den Humor Slowronneks ein wahres Fest sein müßte. Daß er es nicht geworden ist, liegt vermutlich an unzulänglicher Kenntnis des Kleinstadtlebens oder aber der Dichter, der Journalist ist, ist durch die Bedürfnisse des Tages zu allzu rascher Arbeit gezwungen worden. Es ist nicht möglich, auf jede einzelne Dichtung des Buchs einzugehen. Hält man sich die besten vor Augen, muß man notwendig Frij Slowronnek zu den Leuten rechnen, aus denen Erzähler von Rang werden können. — E. S.

Aus dem Gebiete der Chemie.

b. Die Einheit der Atomgewichte. Am 14. November 1898 erstattete eine von der Deutschen chemischen Gesellschaft eingesetzte Kommission, welche eine einheitliche Bestimmung der Atomgewichte vornehmen sollte, ihren Bericht. Im wesentlichen handelte es sich darum, ob man von Wasserstoff oder Sauerstoff als Einheit ausgeben soll. Setzt man das Atomgewicht des Wasserstoffs gleich 1, so wird das des Sauerstoffs ein wenig kleiner als 16 (15,89); setzt man dagegen das Atomgewicht des Sauerstoffs gleich 16, so wird das des Wasserstoffs ein wenig größer als 1 (1,008). Die Kommission entschied sich für diese letztere Festsetzung. Um jedoch eine internationale Verständigung herbeizuführen, richtete sie diesbezügliche Fragen an die chemischen Gesellschaften und ähnliche Institutionen aller Länder. In den soeben erschienenen chemischen Berichten werden 49 eingelaufene Antworten veröffentlicht. Davon erklären sich 40 für den Sauerstoff als Ausgangspunkt, dessen Atomgewicht mit 16 zu bezeichnen sei, während nur 7 bei der alten Bezeichnung des Wasserstoffs als 1 bleiben wollen.

Zwei, ein deutscher und ein italienischer Chemiker, erklären es für das wesentlichste, daß überhaupt eine Verständigung zu stande kommt, wobei es gleichgültig sei, ob man vom Wasserstoff oder Sauerstoff ausgehe. Demnach wird in der Folge das Atomgewicht des Sauerstoffs als Einheit dienen und mit 16 bezeichnet werden. Außerdem soll eine internationale Kommission eingesetzt werden, welche in regelmäßigen Zwischenräumen die Tabelle der Atomgewichte revidiert. —

Geologischs.

— Die tiefsten Naturschächte. Von dem auf Gebirgspalten einströmenden oder abfließenden Wasser sind vielerorts feurige Schöte oder natürliche Schächte ausgenagt worden; sie finden sich immer nur in für Wasser selbst oder für die in atmosphärischen Niederschlägen enthaltene Kohlensäure angreifbaren Gesteinen, während sie in mechanisch ebenso leicht oder noch eher ausnagbaren, aber chemisch widerstandsfähigeren vermischt werden, was deutlich offenbart, daß sie ihre Entstehung wesentlich nur chemischen Einflüssen verdanken. Aus den Bedingungen ihrer Bildung läßt sich leicht erklären, daß sie oft zu Gruppen oder gleich zu Scharen gefest sind. Ihre Tiefe ist abhängig von der Mächtigkeit des chemisch angreifbaren Gesteins und von der Tiefe der Gebirgspalte, deren Erweiterung sie darstellen. Als die tiefsten Naturschächte galten bisher zwei in der

Nähe von Triest auf dem Karst belegene, nämlich der 804 Meter tiefe der Stagno-Jama und der von Trebiciano; dieser besitzt mit 822 Meter zwar die größte Tiefe, da er aber zum Teil künstlich hergestellt wurde, muß er, nach dem „Prometheus“, den Vorrang einem im vorigen Sommer von dem bekannten Höhlenforscher Mathel bei Dévoluy im Departement Hautes-Alpes aufgeschlossenen Schöte abtreten, der nach seinem Entdecker den Namen Chourru Martin erhalten hat und der mindestens 310 Meter Tiefe, möglicherweise aber 400—500 Meter oder gar, da das Netz von Gebirgspalten, dem er zugehört, das eingeschlossene Wasser erst in den 6 Kilometer nordwestlich davon und 705 Meter unter seiner Mündung belegenen Quellen von Gillardes entläßt, eine dem nahelommende Tiefe besitzen soll. Seine Mündung befindet sich in etwa 1580 Meter Höhe über dem Meerespiegel. In seiner Umgebung finden sich noch viele andre ähnliche Schöte, darunter der bisher für den tiefsten gehaltenen Chourru du Camarguier, der 400—500 Meter östlich davon liegt, aber sehr oft ist dessen Mündung von zu Firm umgeschmolzenen Schneemassen derart geschlossen, daß sie schwer kenntlich wird; mit sechs andern, nächstbenachbarten Schöten bildet er eine gesonderte Gruppe; doch erreicht er selbst die Tiefe von 310 Meter nicht in ungebrochener Vertikale, sondern ist vielmehr in vier Abschnitte gegliedert, von denen der oberste 35 Meter, der nächste 50 Meter, der dritte 85 Meter und der vierte 140 Meter Tiefe besitzen; dabei ist es noch rätselhaft, wie die Tiefen der beiden letzten Abschnitte gemessen werden konnten, da Martel, bedroht von den durch das anstreichende Seil erregten Schotter- und Säurealwinen, nur bis zu etwa 70 Meter Tiefe vorzudringen vermochte. —

Humoristisches.

— **Leider.** Lieutenant: Ach, äh, Einjähriger, kommen mir recht bekannt vor, vielleicht schon mal gesehen, wie?
Einjähriger: Zu Befehl, Herr Lieutenant, hatte die Ehre, mit Herrn Lieutenant die Quinta des hiesigen Gymnasiums zu frequentieren!
Lieutenant: Ach famos, aber dank?
Einjähriger: Dank wurde ich leider verfehlt, Herr Lieutenant! —
— **Der Philister auf der Landstraße.** Gurra, ein Automobil! Gott sei Dank endlich einmal einer, der die verdammten Radfahrer zusammensägt! —
— **Er hat sie soweit Amtsrichter:** Daß ich also auf Gegenliebe hoffen, teueres Fräulein?
Dame: Lieben Sie mich denn aber auch wirklich von ganzem Herzen?
Amtsrichter: Von ganzem Herzen!
Dame: Nun dann will ich nur eingestehen, daß auch ich Sie aus tiefster Seele liebe!
Amtsrichter: Bitte schreiben Sie, daß die Angeklagte geständig ist! — („Luft. Bl.“)

Notizen.

— Als ein Zeichen wachsenden Interesses für die Dialektforschung ist es anzusehen, daß zwei Gelehrte, Prof. Otto Heilig in Kenzingen (Waden) und Prof. Dr. Philipp Lenz in Waden-Waden, die Herausgabe eines periodischen Organs für dieses Forschungsgebiet in die Hand genommen haben. Das Organ heißt „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten und erscheint bei Carl Winter in Heidelberg. —
— Die Erlaufführung des Kanzler-Fischer'schen Schwanke „Krenz-Mariage“ durch das Berliner Ensemble wurde in München freundlich abgelehnt. —
— In Märzschlag ist am Sonnabend der Wiener Lieddichter Julius Zellner gestorben; wir kommen auf den Verstorbenen zurück. —
— Der holländische Rembrandt-Forscher A. Dredius hat in Amsterdam ein neues Portrait von Rembrandt entdeckt. Das Bild, das von großer Wärme und Kraft der Farbgebung ist, gehört in die Frühzeit des Meisters. —
— Zum Andenken Adolf Ginsberg's haben dessen Geschwister eine „Adolf Ginsberg-Stiftung“ errichtet. Der Zweck der Stiftung ist, junge befähigte Maler deutscher Abkunft ohne Unterschied der Konfession durch Verleihung von Stipendien zu unterstützen. Die Bewerbungen sind an den Direktor der Hochschule für die bildenden Künste zu richten. —
— Auf der Insel Neu-Caledonien ist das Vorkommen eines neuen mineralischen Farbstoffes entdeckt worden. Das Mineral, dem man den Namen „mineralischer Ocker“ gegeben, hat eine gefärbte braune Farbe; um es als Farbstoff zu verwenden, hat man es nur mit einem gelochten Öl zu vermischen. —
— Der Christus-Mahr, Herr Josef Wahr, ist in Oberammergau bei der dort abgehaltenen Bürgermeistervahl mit 108 Stimmen gewählt worden. Als Beisitzer wurde gewählt Sebastian Vater (Pilatus). —
— Waldmeister läßt sich, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, sehr gut in Gärten ziehen, nur muß man Pflanzen mit guten Wurzeln wählen. Sie brauchen schattige, feuchte Stellen und müssen im Herbst mit etwas frischem Laub bedeckt werden. —